

# San Marino, die kleinste Republik der Welt

Autor(en): **H.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 18

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637922>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

viele entschleierte Geheimnisse haben ihren Entdeckern schon das Leben gekostet. Auch hier war eins. Es ging nur um das Leben einer Kaze. Aber es war doch ein Leben.

Und nun sah ich Tiger eines Morgens früh um fünf Uhr breit im Wege sitzen, der an dem Baum vorbeiläuft, und an das Nest emporrägen. Das Geheimnis war entschleiert und er mußte sterben.

Es ist ja gleichgültig, wie und wo das geschah, daß man ihn mit kuhwarmer Milch in die Küche lockte, ihn in einen Korb packte und einem Mann brachte, der ihn aß, das alles ist unwichtig. Aber wie war das nun damit, daß ich ein Leben dem andern opferte? War das nun also wirklich doch so, daß einer sterben mußte, damit der andere Platz hatte? Und war das so wichtig, ob es der eine oder der andere war, Amsel oder Kaze? War immer eins der Fraß des andern? Urfragen stiegen auf, auf die es keine Antworten mit sanften Gesichtern gibt. Höhlenbär und Höhlenmensch, Troglodyte und Aderbauer, Fürst und Höriger, Indianer und Kaukasier, Sieger war der Stärkere, Schlawere. War das wirklich ein ewiges und unwandelbares Naturgesetz? Einer war der Fraß des andern, die Amsel der Fraß der Kaze. Aber ich hatte eingegriffen, denn auch das ist ein Gesetz, daß die menschliche Vernunft sich auflehnt gegen die Uebergewalt der Natur und sie zu brechen versucht. Aber wiederum: Ich hatte die Kaze getötet, weil ich die Amsel liebte; die Kaze war irgendwie mein Fraß, der Fraß des Ueberlegeneren. Es war doch nichts anderes als das alte Naturgesetz, und alles drehte sich im selben Kreis und es schien daraus kein Entrinnen zu geben. Ich hatte das eine getötet, damit das andere lebte. Immer derselbe Gedanke, immer im Ring —

Aber der Tag ging vorbei, wie eben die Tage vorbei gehen, ob 200,000 Engländer in Flandern liegen oder eine Kaze getötet wird, und das Amselweibchen brütete fünf schöne, grüne, dunkel punktierte Eier aus. Jeden Tag ging ich hin, um zu sehen, ob die Mutter noch im Neste saß, denn unsere Käbin empfing bisweilen Freier auf der Heubühne, und es war möglich, daß diese Freier ihr Gelüsten auch noch mit dem Tode hühen mühten, wie es schon in dem alten Märchen geschah.

Aber sie wurden vom Schicksal aufgespart für später, denn es geschah dem Amselweib kein Schade und die Jungen schlüpfen aus, erst eins, dann die andern vier, eine fünffache, erschreckende Häßlichkeit. Es gibt immer wieder Dinge, die zu schön oder zu häßlich sind, als daß die arme Sprache sie beschreiben könnte. Die jungen Amseln waren häßlich. Sie waren nackt. Sie hatten einen dünnen Grat von Haaren über dem Rücken. Sie hatten Häute über den fürchterlichen Augenhöhlen. In den dicken Adern pulste ein schwärzliches Blut. Aber das alles sagt nichts. Es ist nicht zu beschreiben.

Und darum hatte ich den schönen, grau gestreiften Vater getötet! So sahen die Nachkommen eines herrlichen Vaters und einer sanften, schönen Mutter aus! Aber so soll es sich verhalten mit den Sprossen großer Künstler. Alles Große ist nur einmal und nur in der Masse ist Vielheit.

Dennoch konnte ich die Jungen nicht aus den Augen lassen, die Kinder dieses Vaters, dessen Sang Greise wieder jung macht, Männern Mut einflößt und Liebende wieder gläubig macht. Sie waren adelig auch wenn sie sonst nichts waren als ein wenig schwärzliches Blut, das zwischen dünnen Häuten floß. Das Wort, daß nur der persönliche Wert Bedeutung habe, galt mir nicht für sie. Ich ließ die napoleonische Weltanschauung und kehrte zur alten Ahnenverehrung zurück. Das war nur Theorie, das vom Persönlichkeitswert. Vor der ersten Probe zerstoß die neue Wertung. Verhielt es sich vielleicht mit allem so, nicht nur mit häßlichen und jungen Amseln, die von einem herrlichen adeligen Vater abstammen? Wer kennt sich selbst? Wissen wir, wann das Vernünftige standhält vor dem Gefühlsmäßigen, Ererbten?

Aber die Arme der elenden Tiere bekamen Kiele und die Kiele kleine Haare und aus den Haaren wurden die Federn, und der Amselvater flog hin und wider. Er hatte jetzt etwas Hausbadenes im Ton. Sein Gesang war ja recht. Aber es war nicht mehr die alte Lust und Wildheit. Die Mutter blieb mit dem Wurm im Schnabel auf dem Ast über meinem Haupte sitzen, wenn ich ans Nest trat. Sie floh nicht, aber sie kam auch nicht näher. Ihre Augen sahen mich an und sagten: Du scheinst ja ein anständiger Mensch zu sein, das heißt kulturgezähmt; aber man weiß nie, wann die Arnatur durchbricht, der Vernichtungswille, die Raubgier, die Mordsucht. Schließlich bist du doch nur ein Tier wie wir alle. Ich fresse den Wurm und bringe ihn meinen Jungen zum Fraß. Und du tötest Kagen und Menschen.

Aber es wäre ja lächerlich, einer Amsel zu glauben. Singen kann sie, aber Vernunft hat sie keine, keine Logik, kein Verständnis für Entwicklung, nichts von dem, was uns von ihr unterscheidet. Und doch muß ich immer wieder an sie denken und an das, was ich mit ihr erlebt.

## San Marino, die kleinste Republik der Welt.

In Mittelitalien, an einem Ausläufer des Apennin, in der Nähe von Rimini liegt San Marino, eine Miniaturrepublik, die das kleinste Staatswesen der Welt darstellt. Um das schon 885 genannte Kloster San Marino sammelte sich eine Dorfbevölkerung, die ihr bürgerliches Gemeinwesen nach jenem Kloster oder Schutzheiligen taufte. Durch Kauf und auch mit den Waffen erweiterten die Bürger von San Marino in der Folgezeit ihr Gebiet. Oft hatte die kleine Republik furchtbar zu leiden unter den blutigen Kriegszügen und Aufständen des Mittelalters, wobei sie mehr als einmal, freilich jedesmal nur für kurze Zeit, die Freiheit und Selbstständigkeit verlor. Eine Bulle (päpstlicher Erlass) des Papstes Pius VII., 1817, welche die Freiheit der Republik aufs neue bestätigte, stellte San Marino in Marmor eingegraben an der Grenze auf und durch Konventionen von 1862, 1872 und 1897 hat sich der Kleinstaat bis auf den heutigen Tag unter den Schutz des Königs von Italien gestellt. Die Grundgesetze des Staates reichen in das 13. Jahrhundert hinauf. An Stelle der ursprünglichen Demokratie trat später als Leiter des Gemeinwesens und Vertreter nach außen der Große Rat, der aus 60 zu gleichen Teilen aus dem Adel, den Bürgern der Hauptstadt und den übrigen Bewohnern des Landes gewählten Ältesten besteht. Aus diesen 60 Mitgliedern, die auf Lebenszeit gewählt werden, wird jährlich als höchste Behörde der Rat der Zwölf gewählt, aus dessen Mitte zwei Regenten zur

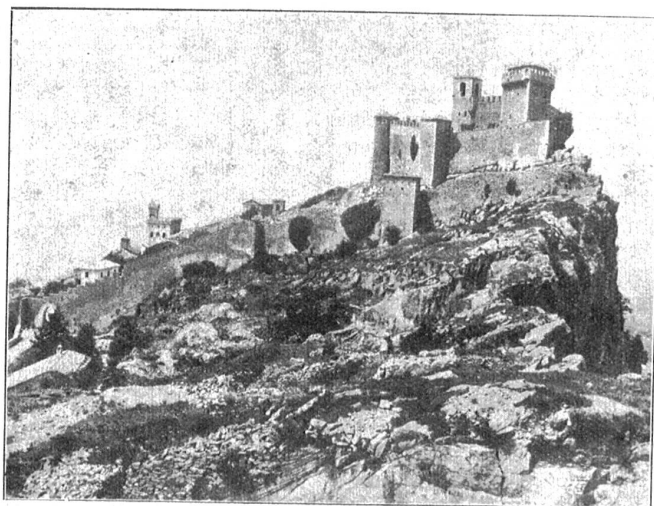


Charakteristisches Straßenbild aus San Marino.

administrativen Leitung bestimmt werden, die aber jeweilen nur ein halbes Jahr gemeinschaftlich dieses Amt versehen.

San Marino umfaßt heute etwa 60 Quadratkilometer mit rund 11.000 Einwohnern, die hauptsächlich Weinbau, Viehzucht und auswärts Maurerarbeit treiben. Die Stadt San Marino, die einzige der Republik, auf der zackigen, luftigen Felsenhöhe des Monte-Titano in rauher Umgebung gelegen, besteht aus dem kleinen, 400 Seelen zählenden Vorkstädtchen Borgo und der dahinter, 240 Meter höher gelegenen steiltrafenden, schlecht gebauten und vernachlässigten eigentlichen Stadt, die 1600 Einwohner zählt. Fünf Kirchen, deren bedeutendste die Asche und die Bildsäule des heiligen Marinus birgt, ein schmuckes Regierungsgebäude und ein kleines Theater sind die wichtigsten Bauten des ganzen Staates. Das kleine, 1000 Mann zählende Milizheer der Republik San Marino rekrutiert sich aus den Bürgern, die vom 18. bis 60. Lebensjahr dienstpflchtig sind. Alljährlich zweimal bei Anlaß des Regierungswechsels und bei andern großen Festen der Republik wird das Heer jeweilen aufgeboten zur Parade und Schaustellung, womit auch gleich die jährliche Truppenschau erledigt wird. San Marino hat ein eigenes, schmuckes Wappen, das in blauem Schilde drei mit silbernen Federn besetzte silberne Rastelle zeigt. Am den Schild schlingen sich ein Lorbeer- und Eichenlaubzweig, darunter ein goldenes Spruchband mit dem Worte: Libertas. Eigene Briefmarken, die jedem Sammler bekannt sind, eigene Münzen und Orden erhöhen noch die Selbständigkeit des Staates. Daß in dem heutigen Italien noch ein so winziges, unabhängiges Staatswesen bestehen kann, mag manchem seltsam erscheinen, aber San Marino wird als eine historische Reliquie betrachtet, die den letzten Rest der früher so zahlreichen und ruhmvollen Gemeinerepubliken darstellt.

Dr. H. G.



San Marino auf dem Monte-Titano.

genden Garten. Die rote Erde der breiten Gartenwege wirkt wundervoll neben dem Saftgrün der beblühten Matten. Die Kastanienbäume haben die ganze Pracht ihrer weißen Blütenkerzen aufgesteckt, die Azaleenbäume hängen ihre schwerduftenden Blütendolden ins Grün, ein niegeschauter mächtiger Baum, der keine Blätter, nur große leuchtendviolette Blüten trägt, steht in stolzer Größe da, lautlos eine nach der andern seiner Märchenblüten durch die Luft taumeln lassend, bis die Erde ringsum einen zarten violetten Teppich trägt.

Der alte Brunnen rauscht verchlafen, aber noch singen die Vögel, im Grün und Blühen der Bäume verstedt, inbrünstige Liebeslieder. Stark, jubelnd, schmetternd, wie wir so noch keine je hörten. Wie mögen diese Sänger aussehen? Nähert man sich vorsichtig, so schweigt die liedervolle Kehle, es rührt sich kein Zweig, kein Blatt. Aber bald ertönt das Subellied von neuem, schmetternd, leidenschaftlich. Es ist unbegreiflich schön.

Und betäubend süße Düfte strömen die Rosen aus, jetzt, anfangs Mai. Ein Goldregenbaum neigt sich über sie, und weiß leuchten die schwerduftenden Jasminblüten aus dem Grün. Seltsame Tannenarten steigen schweigend zum Himmel, der jetzt eine sanfte blaugrüne Färbung angenommen hat. Ueber alles hinaus ragen die Eukalyptusbäume mit ihren langen schlanken Blättern und den luftigen blaugrauen Kapsel Früchten. Von ferne klingt das abendliche Lied einer jungen Mädchenstimme. Es ist eine seltsam eintönige Melodie, an indische Weisen erinnernd, sanft klagend. Die Worte sind nicht zu verstehen. Aber das Lied spricht dennoch zu uns in seiner sehnfüchtig klagenden Stimmung. Jeden Abend ertönt diese Melodie, wir möchten sie nicht mehr missen; sie paßt zu dem blühenden schweigenden Sommergarten, zu der ganzen Stimmung italienischer Schönheit.

Leise ist es dunkel geworden, aber noch singen die Vögel. Ein sanfter Abendhauch weht die Rosendüfte zu uns, leise rauscht der Springbrunnen; bald taumeln die riesengroßen Nachtfalter um unsere Köpfe, und es beginnt die geheimnisvolle Nacht.

Aus dem Lärm der Stadt sind wir nach zehn Tagen wieder in unsern stillen Garten zurückgekehrt. Sein Aussehen hat sich verändert. Die prangenden Kerzen der Kastanienbäume sind ausgelöscht, die violetten Märchenblumen des einsamen Riesenbaumes sind entschwunden, an ihre Stelle sind braune Früchte und große grüne Blätter getreten; die Rosen sind fast alle verblüht in ihrer roten Pracht; das Gras ist gemäht. Aber es ist immer noch schön. Die Vögel singen noch lauter, noch leidenschaftlicher, bis der

## Stimmungsbilder aus Italien.

Von Hedwig Dieki-Bion.

I.

Ein Maiabend in Mailand.

Wer sich des Abends so um acht Uhr aus dem ohrenbetäubenden Lärm und Verkehr des Domplatzes, auf den das Märchenwunder des Domes in seiner Hoheit weltfremd heruntersehaut, in die Galleria Vittorio Emanuele flüchtet, der steht, nachdem er die vier Kreuzungsarme durchschritten hat, geblendet still. Ein Meer von Licht umfängt ihn, das von den verschiedenen großen Cafés ausgeht und das seinen Höhepunkt, einen geradezu berauschten Glanz, bei dem Café Biffi und dem Café Savini erreicht. Da stehen hunderte von Tischen, verlockend zum Genuß bereitet, weiß gedeckt, mit unwahrscheinlich farbigen Blumen geschmückt, auf großen Silberschalen Walderdbeeren, und jeder Tisch von einer Stehlampe mystisch und freundlich zugleich erhellt. Dazwischen Riesenständerlampen mit frühlingshimmelblauen und rosenfarbigen mächtigen Schirmen verschleiert, die Säulen mit lebenden duftenden Blumen umwunden. Sogar farbige kleine Fensterchen sind an diesen Säulen angebracht, durch die das elektrische Licht zauberhafte Strahlen auf das weiße Tischtuch wirft.

Und um diese Tische herum sitzen frohe Menschen, ihren Kaffee behaglich schlürfend und Kuchen essend, von blauen Zigarrenwolken umnebelt, lachend, schwäzchend, aber stille werdend, sobald das Orchester zu spielen beginnt.

Die Musikklänge umschmeicheln die Menge süß und zauberisch und vollenden die Stimmung, die über allem gleich einem Frühling- und Liebesfest schwebt.

Das ist Mailand im Sommer, denn Sommer ist es hier, üppiger Sommer voll Blüten und saftigem Grün, während bei uns der Frühling erst seinen Einzug hält.

Im Garten der Grotta Giusti in der Toscana.

Sieben Uhr. Leise verhüllen Wolken die scheidende Sonne, aber noch liegt ihr Abglanz auf dem pran-